

Die Post in letzter Stunde

Autor(en): **Ludwig-Wellhausen, Heinz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 39

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647954>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und sie gingen den Hund suchen und fangen ihn erstochen hinterm Hause.

Heiri aber lag in des Bauern Kammer. Die Mina verband notdürftig die beiden starkblutenden Stichwunden.

Der Waldböfpler stand dabei und schaute mit düsterer Miene zu, wie Mina sich um den Verletzten bemühte.

Jetzt kamen die beiden Söhne herbei und Jakob zeigte dem Vater das Messer.

„Lauf rasch ins Dorf, hole die Polizei und den Doktor. Ich glaub' es steht schlimm mit Heiri“, wandte sich der Vater an Hans und dieser rannte in Hosen und Hemd, just wie er aus dem Bett gekommen, davon.

Der Arzt kam und auch der Landjäger. Das blutige Messer lag auf dem Tische. Der Polizist ließ sich alles erzählen und betrachtete das Messer. „Aha, hier haben wir das ‚corpus delicti‘.“ Er betrachtete es genau und pffif leise durch die Zähne.

„Ich glaub' jetzt, ich weiß, wo der Mörder und Brandstifter zu suchen ist“, sagte er. Dann befahl er, das Messer nicht anzurühren und empfahl sich.

Der Arzt untersuchte die Wunde und stellte fest, daß sie nicht tödlich sei. Es waren keine edlen Teile verletzt. Und er wusch die Wunden und verband sie. Noch ehe dies geschehen, kehrte das Bewußtsein zurück. Ein schwaches Lächeln huschte um seinen Mund, als er die besorgten Menschen an seinem Lager bemerkte.

„Habt ihr ihn?“ frug er und wollte erzählen, aber der Arzt verbat es ihm. Heiri war nicht zufrieden mit ihm und wollte immer wieder sprechen, da wurde der Arzt böse. Jetzt endlich schwieg der Verletzte.

„Ich werde am Morgen nochmals vorbeikommen!“ meinte der Doktor und gab Mina noch einige Anweisungen. Dann ging er.

„Armer Heiri!“ meinte der Waldböfpler und fuhr dem Verletzten mit der Hand liebevoll durchs Haar.

Ein stummer, dankbarer Blick traf den Meister.

„Hast du Schmerzen?“ frug Mina. Heiri schüttelte verneinend das Haupt.

Am Morgen kam der Landjäger wieder.

„Der Brandstifter sitzt bereits!“ meldete er. Alle machten große Augen.

„Wer ist's?“ frug der Waldböfpler.

„Ein Knecht des Steigmüllers! Er hat bereits gestanden. Er wollte sich wegen der schlechten Behandlung an den Dörflern rächen. Zuletzt wollte er die Steigmühle in Brand setzen, hat er erklärt.“

Auch der Arzt kam wieder und zeigte sich befriedigt, als er die Wunden untersuchte.

Heiri wurde auf dem Waldbhof gut gepflegt und Hans schämte sich seines bisherigen Verhaltens. Am meisten freuten sich der Bauer und Mina und von dieser Zeit an wurde der Dubel auf dem Waldbhof wie ein Eigener gehalten. Und Jakob erreichte es, daß die Dörfler nicht mehr geringschätzig auf den armen Burschen herabschauten. Der Name Dubel verschwand, Heiri gab sich in der Folge selber Mühe und entwickelte sich zu einem wackern Burschen. Er blieb seiner Lebtag auf dem Waldbhof und vergaß es dessen Bewohnern nicht, daß sie sich liebevoll seiner angenommen. —

Die Post in letzter Stunde

Von Heinz Ludwig-Wellhausen.

Wenn Uli daheim ebensoviel Gegenliebe empfangen würde, wie sein kleines Herz verdient hätte, das mit großem Zutrauen an den Eltern hängt, so wäre es um die Familie Wylsus besser bestellt. Aber der Vater schafft als berühmter Kunstmaler in allen Gegenden Deutschlands und des Auslandes und verbringt nur selten einige Wochen zu Hause, und die Mutter steht völlig im Banne gesellschaftlicher Verpflichtungen, obgleich sie fühlt, daß der Riß in ihrer Ehe dadurch nur immer unheilvoller wird. Uli ist deshalb fast den ganzen Tag den Hausangestellten überlassen, und es hat viele Monate in seinem nun siebenjährigen Leben gegeben, in denen die Eltern viele hundert Kilometer von ihm entfernt weilten. Mochte es sich für die Mutter um die Saison in St. Moritz oder in einem Modebade an der Küste handeln, mochte der Vater in idyllischen Alpentalern oder am schroffen Kliff seine Staffelei aufgestellt haben, Uli blieb daheim, der Hausdame oder der Köchin überlassen. Anfangs fragte der kleine Kerl, wann Vati oder Mutti denn wiederkämen, aber als er nach bestem Wissen der Befragten nur unsichere Antworten erhielt, schwieg er und lebte ebenfalls sein eigenes Leben. Nur in Träumen formte die Sehnsucht seine Lippen zu Worten, und das Rindermädchen wunderte sich dann, am andern Morgen Tränen Spuren auf dem Gesicht des Jungen zu erblicken.

Nun ging Uli bereits ein Jahr zur Schule, und als die Ferien heranrückten, tauchte für die Eltern die zwingende Frage nach dem Wohin mit dem Kinde, auf. Herr Wylsus hatte über der Arbeit keine Zeit, sich mit seinem Sohn zu beschäftigen, und seine Frau wies den Gedanken als höchst unbequem von sich, ihren Sprößling vielleicht mit in das große Seebad zu nehmen. Ein Kind macht mich alt, dachte sie bei sich, und so kam es, daß Uli kurzerhand in ein Ferienheim auf einer kleinen Nordseeinsel gesteckt wurde, während die Mutter nur wenige Seemeilen davon entfernt in einem größeren Seebad den Sommer verbrachte.

Dem Jungen war die See etwas ganz Neues, und stundenlang konnte der aufgeweckte Knabe das „Fräulein“, das die Kinder betreute, mit Fragen bestürmen. Er freundete sich auch

mit dem Briefträger an, der, immer die Würde bewahrend, gravitätisch barfuß durch den Schlief stolzierte, und der alte Jörns brachte es nicht über das Herz, angesichts der staunenden und gläubigen Rinderaugen über die vielfachen Erscheinungen des Meeres Garn zu spinnen, wie das dieser Schalk meistens auf die Fragen der erwachsenen Badegäste hin tat. Das um so mehr als es den Beamten schmerzte, daß die Mutti des kleinen Knaben so selten schrieb und er die Fragen Ulis, nach Post von der Mutter, in denen Sehnsucht und Heimweh zitterten, nun schon seit vierzehn Tagen immer wieder verneinen mußte. Jörns dauerte sein kleiner Freund und er brachte ihm jeden Tag seltsame bunte Muscheln mit, die er auf seinem weiten Dienstwege über das Watt am Rande der Briele fand.

Eines Tages wurde eine Flaschenpost an den Strand gespült. Das war eine Sensation für den aufgeweckten Uli, und der Briefträger wußte ihm schaurig schöne Geschichten um letzte Notrufe Schiffbrüchiger und Gestrandeter auf einsamen Inseln zu erzählen. Am Abend konnte der Junge im Heim lange nicht einschlafen, und als alles still war, tappten zwei Jungenfüße leise aus dem Schlaftaal hinaus in die Küche.

Am andern Tage entfernte sich Uli weit von der großen gemeinschaftlichen Strandburg, die die Hortkinder am Strand geschaukelt hatten. Unter der Jacke verbarg er ängstlich einen großen Gegenstand und verschwand damit hinter einer großen Wanderdüne. Bald darauf lief er zur anderen Seite des Inselstrandes, dort, wo kein Mensch hinkam.

Frau Wylsus stand indessen als auffallende und elegante Erscheinung, wie stets, im Mittelpunkt der Saison des Seebades. Glücksjäger und Abenteurer umschwärmten sie, und der Fabrikantensohn Axel Holst glaubte schließlich, die Günst der rätselhaften, einsamen Frau für die Zeit eines Ferienflirtes erlangen zu haben. Man munkelte allerlei, und Frau Wylsus tat nichts, um die Gerüchte zum Schweigen zu bringen. Sie tanzte und flirtete, und verstand es, ihre entweichende Jugend krampfhaft festzuhalten. Nur manchmal, wenn sie abends müde über den dämmerigen Strand zum Tanz im Kurshaus ging

und sich aus dem letzten Abendrot wie ein dünner Strich am Horizont jene Insel abhob, auf der ihr Junge weilte, gab es ihr einen Stich durch das Herz.

An einem Tage hatte sich nach Beendigung des Kurkonzertes wiederum ein großer Teil der Badegäste um das Podium geschart, denn dort gab regelmäßig um diese Zeit ein Angestellter der Kurverwaltung Strandneuigkeiten bekannt, die sich meistens um Inselrundfahrten, Aenderungen des Tagesprogramms, Ankündigungen von Burgenwettbewerben und in sonstigen nicht sehr aufregenden Dingen erschöpften. Am Schluß dieser Nachrichten schien heute der Mann von der Kurverwaltung noch etwas besonderes mitzuteilen zu haben, denn er holte eine Flasche hervor und begann:

„Meine Damen und Herren, gestern abend ist unser Kurort von einer seltenen Post überrascht worden, die portofrei durch die Wogen des Meeres befördert wurde. Eine Flaschenpost ist nämlich angekommen und zwar mit einem außergewöhnlichen und rührenden Inhalt. Irgendwo auf einer kleinen Insel muß ein kleiner Junge seelischen Schiffbruch erlitten haben und irgendwo in der Welt muß eine Mutti weilen, der die Sehnsucht des kleinen Kerls gilt.“

Bei diesen Worten zog der Angestellte sorgsam einen nicht mehr ganz sauberen Zettel aus der Flasche hervor, strich ihn glatt und fuhr fort: „Der Inhalt deszettels in der Flasche lautet:

„Liebe, liebe Mutti! Warum schreibst du nicht? Ich habe ja so Heimweh! Komm doch mal zu deinem Uli.“

Nach einer Weile des gespannten Schweigens der Zuhörer brachen diese in ein gutmütiges Gelächter aus.

„Steht denn keine Adresse des kleinen Jungen oder der Rabenmutter dabei?“ wollte ein dicker Herr wissen.

Der Mann von der Kurverwaltung zuckte die Achseln und ging fort. Auch die Kurgäste verließen sich, nur Frau Wylsus stand noch lange wie gebannt an jener Stelle, an der sie den Brief ihres Jungen mitgeteilt bekam. Wie eine gewaltige Sturzwelle schlug ihr ganzes Leben, das sie im Leichtsinne und in Ge-

dankenlosigkeit, nur dem Meßern und den Meßerlichkeiten untertan, geführt hatte, über ihr zusammen und spülte Eitelkeit und Vergnügungssucht fort. Vor ihrem geistigen Auge tauchte das fragende, liebebegehrende Gesicht ihres Jungen auf, und wie aus einem verschütteten Vulkan loderte plötzlich eine heiße, all die kleinen bisherigen Dinge ihres Lebens verzehrende Flamme auf. Frau Wylsus eilte, so wie sie war, zum Hafen, und es war ihr keine Geldsumme zu groß, um den schnellsten Motorfahrrad zur Ueberfahrt nach der Ferieninsel ihres Kindes zu schartern. Ungeduldig saß die Frau die ganze Zeit über am Bug des Schiffes und ihren Augen, die sich immer wieder mit Tränen füllten, dauerte es viel zu lange, ehe die Insel immer größer wurde und ehe sie endlich das weiße Haus des Ferienheimes erblickte.

Tante Esse, wie das Fräulein im Heim von den Kindern genannt wurde, hatte noch nie in ihrem Leben eine so stürmische und zärtliche Begrüßung zwischen Mutter und Sohn gesehen, wie sie sich zwischen den vielen Kindern in der großen Sandburg abspielte. Immer wieder streichelte die große, blonde Frau ihrem Jungen das Haar, und die Tränen rollten ihr unaufhörlich über das Antlitz.

„Habe ich das nicht fein gemacht, Mutti, das mit der Flaschenpost?“ wollte Uli wissen.

„So fein hast du das gemacht, mein lieber Junge, daß ich gleich gekommen bin, um nun immer bei dir zu sein.“

Am anderen Tage reiste eine Mutter mit ihrem Kinde in die Alpen und traf dort auf einer blumigen Wiese mit einem Mann an einer Staffelei zusammen, der sich nicht genug über diese Ueberraschung wundern konnte. Als die Ferien zu Ende gingen, reisten alle drei heim, und das alte Kinderfräulein wurde sogar eifersüchtig auf Frau Wylsus, denn diese wollte Uli in Zukunft keinem anderen mehr überlassen.

Wenn abends die beiden Eltern den Jungen schlafen gelegt haben, zieht manchmal Frau Wylsus das unterste Fach ihres Schreibtisches auf und blickt lange und gedankenvoll auf eine Flasche mit einem zerknitterten Zettel darin, die sie dort wie ein Heiligtum aufbewahrt.

Weltwochenschau

Eidgenössisch-Bedenkliches.

Die weltpolitische Lage verlangt von der Schweiz in erhöhtem Maße Einigkeit der Parteien und rasches Handeln auf den verschiedensten Gebieten. Aber was geschieht?

Die S B B - S a n i e r u n g wird dringend und dringender, aber sie wird liegen gelassen. Die Schulden wachsen, aber man kommt an kein Ende. Die neuerdings wieder veröffentlichten Monatsergebnisse schreien direkt nach einer endgültigen Lösung . . . in Wahrheit stehen wir weiter als vor Jahren davon entfernt. Es will und will sich keine aktionsfähige Parteienmehrheit finden, ganz einfach, weil man zu keinem Uebereinkommen gelangt, wer die Opfer der Sanierung zu bringen habe. Das Personal hat genug geblutet, es will nicht . . . die Obligationäre wollen nicht bluten, sie sind's nicht gewohnt; der finanznötige Bund kann es auch nicht . . . wer also soll bezahlen? Es ist der Verdacht ausgesprochen worden, gewisse Kreise spekulierten geradezu auf die nochmalige Verschlechterung der Bilanzen, um nachher auf Kosten der Angestellten . . . das ist der Kaufkraft des Landes, die Kapitalien retten zu können, sei es mit, sei es ohne Entstaatlichung. Wir finden solche Absichten äußerst bedenklich.

Noch bedenklicher steht es mit der A r b e i t s b e s c h a f f u n g, die so gut wie beschlossene Sache war, nun aber mit einer Klausel versehen wurde; man macht alles abhängig davon, ob Geld zur Deckung gefunden werde; da nur 70 Millionen gefunden wurden, soll nicht mehr geschehen. Dabei dachte man sich die staatlichen Aufträge, die Inlandverdienst und damit Steuern für den Fiskus brächten, vor allem als Unterbau für

die erhöhte Wehrbereitschaft; man sah schon neue Alpenstraßen, hochwertige Verbindungswege im Hinterland, unerlässlich für den militärischen Verkehr in Kriegszeiten. Die Monate vergehen, einer nach dem andern . . . nichts geschieht!

Unterdessen wird mit lahmem Willen über die neuen E i n n a h m e n m ö g l i c h k e i t e n des Bundes geratschlagt, und auch hier geht alles drunter und drüber. Die s c h w e i z e r i s c h e H a n d e l s k a m m e r und die B a n k i e r t a g u n g lehnen alles ab, was irgendwie das Kapital belasten könnte. Am Bankiertag in Zürich mußte Bundesrat Meyer in der Diskussion die bittere Feststellung machen, daß zwar das Volk mit Begeisterung die Wehranleihe gezeichnet, jedoch die Mittel zur Amortisation verfrage . . . „wenn das so zugeht, stehen wir vor dem Nichts.“ Herr Meyer weiß, was die Bankiers vorschlagen: Keine Besteuerung des Kapitals an der Quelle, dafür aber . . . Umsatzsteuern. Also Konsumsteuern! Immer wieder das alte Lied: Kapital und Konsumenten streiten sich über die von beiden zu bringenden Opfer . . . dabei lebt das Kapital umso besser, je kräftiger die Konsumenten sind und je mehr Produkte sie kaufen, je tätiger sie die Kapitalrendite fördern!

Man hat das Gefühl, es sollte bald einmal etwas gehen, sonst bricht wieder, aus dem Nichts heraus, irgendeine „Erneuerungsbewegung“ los! Es geht nicht an, daß der Bundesrat sich gewissermaßen an den Parteien, die nicht einig werden, weidet. Er selbst müßte ihnen die gangbaren Wege zur Einigung weisen.

Bersöhobener Weltkrieg.

Einen Tag nach der Niederschrift unserer letzten Betrachtung ereignete sich etwas Hochbedeutendes und in seinen Auswirkungen Unabsehbares: Der britische Premiermi-